



NEUE STADT FELDBACH

Österreichische Post AG
RM 18A041471 K
8330 Feldbach

SEPTEMBER 2020
Ausgabe 30



Spuren

LEBENS KULTUR

DAS MAGAZIN

Liebe Leserinnen und Leser!

■ Das Magazin ist zurück, ein wenig aus dem gewohnten (Erscheinungs-) Rhythmus geraten, doch den hat man ja allerorten in den letzten Monaten irgendwie verloren. Gerade in Zeiten wie diesen erscheint es gut und richtig, wieder einmal ein wenig Bilanz zu ziehen. Sich die eigene Identität vor Augen zu führen, einen Blick darauf zu werfen, wie es denn eigentlich zu unserem „Hier und Heute“ gekommen ist. Davon zeugen einige „Spuren“, die sich da und dort in der Stadt entdecken lassen. Die Kulturstadt Feldbach möchte diese mit ei-

ner aktuellen Ausstellung im öffentlichen Raum bemerkbar machen. Und auch dieses Magazin widmet sich den großen Fragen nach dem „Woher?“ und dem „Was sind wir?“. Sie finden in dieser Ausgabe Texte, welche die Historie umfassender betrachten (Werner Kölldorfer, Johann Prassl, Michael Mehsner), während andere ganz besondere Momente herausgreifen. Der Bogen spannt sich dabei von der ersten urkundlichen Erwähnung bis zum „Rückwärtswalzer“ anno 2020 (Vea Kaiser), es geht um den Kaiserbesuch (Franz und Ger-

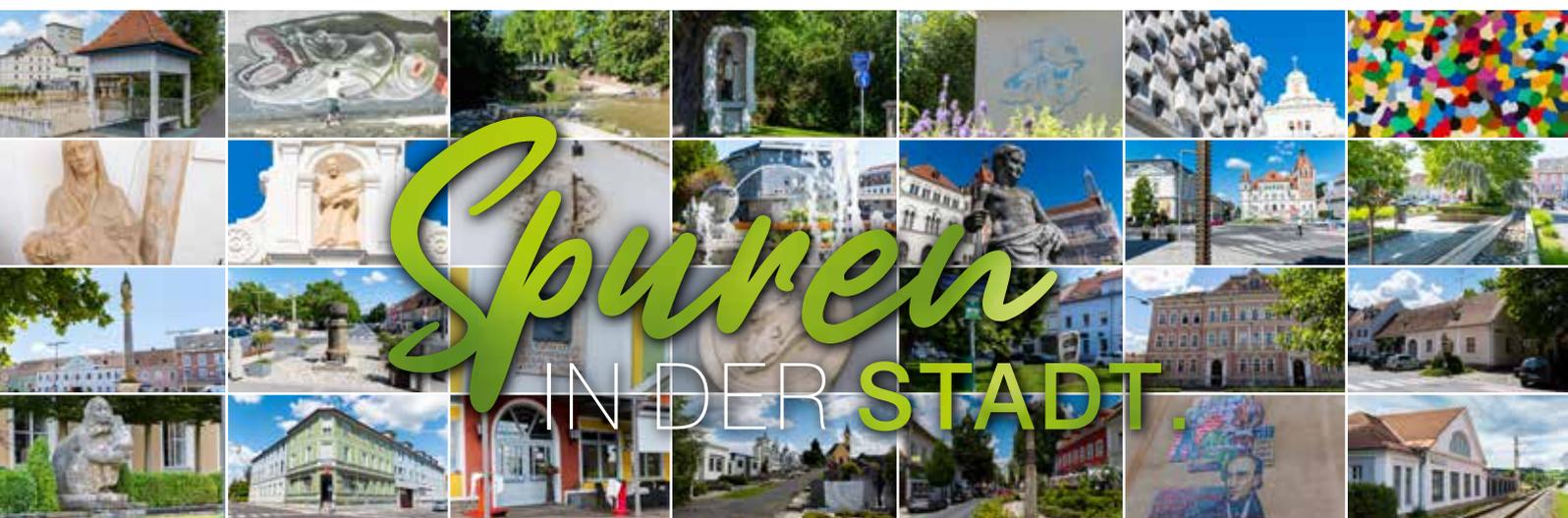
linde Jurecek) genauso wie um das letzte Telegramm (Hans Schleich), um ein altes Foto (Hermann Kirchengast) oder um eine 100-jährige Kastanie (Florian Trummer). Man erfährt, was ein „Pigerl“ ist (Josef Kirchengast) und wie man die Gleichenberger Bahn nutzen könnte (Sandra Pfeifer). Und ein junger Bildhauer (Nils Herbst) setzt sich mit der Endlichkeit auseinander.

Viele interessante Momente beim Lesen wünscht

Ihr
Michael Mehsner

Inhalt

■ VON IRGENDWANN BIS ZUM AUFSCHWUNG.....	von Michael Mehsner.....	Seite 3
■ DIE STADTERHEBUNG ZU FELDBACH.....	von Franz und Gerlinde Jurecek.....	Seite 5
■ FELDBACH VOR ETWA 150 JAHREN.....	von Johann Prassl.....	Seite 6
■ ABSEITS.....	von Hermann Kirchengast.....	Seite 8
■ DAS ENDE DES TELEGRAMMS.....	von Hans Schleich.....	Seite 9
■ THE TIMES THEY ARE/WERE A-CHANGIN'.....	von Werner Kölldorfer.....	Seite 10
■ SCHÖNE ISABELLA VON NEUBERGL.....	von Josef Kirchengast.....	Seite 12
■ SCHÄDELSTUDIE.....	von Nils Herbst.....	Seite 14
■ WO DER SCHRIFTZUG HINFÜHRT.....	von Sandra Pfeifer.....	Seite 15
■ STUMMER ZEITZEUGE.....	von Florian Trummer.....	Seite 17
■ EINE FRAGE DER PERSPEKTIVE.....	Vea Kaiser im Interview mit Michael Mehsner.....	Seite 18



**EINE AUSSTELLUNG VON (WAHR-)ZEICHEN IM ÖFFENTLICHEN RAUM
HAUPTPLATZ/STADTGEBIET FELDBACH | 20.08. bis 04.10.2020**

Von irgendwann bis zum Aufschwung

Eine kurze Frühgeschichte der Stadt

■ Als die Vulkane längst erloschen waren, und auch kein Saurier mehr herumbrüllte, da gab es hier bei uns Land im Überfluss, das Wasser sprudelte, heißes wie schmutziges, und die Weiden, Föhren und Sonstiges wucherten, die Fische, Mücken und allerlei anderes Getier machten sich breit. Einzig, das Land wusste nicht, für welches Volk es denn überhaupt da sein sollte.

Einige wenige schauten vorbei, zunächst die, die schon mit dem Metall umgehen konnten, Felder bearbeiteten und Tiere hielten. Dann kamen ein paar andere aus dem Süden, vom Mittelmeer, und versuchten sich hier, am Rande einer großen, untergehenden Kultur und eines ebensolchen Reichs, das später einmal die „Wiege des Abendlandes“ oder der westlichen Kultur genannt werden sollte. Dann wieder wanderten so viele umher, vom Osten kamen sie, gar aus Indien oder von wo immer, einer von ihnen, ein mächtiger Krieger genannt Attila, sei sogar hier begraben, am Fuße des Saazkogels, wenn nicht anderswo. Man eroberte sich, arrangierte oder vermischte sich. Einzig, das Land wollte niemandem von diesen eine Heimat bieten, es wollte frei bleiben. Weiden und Föhren, Fische und Mücken, das genügte vollauf, und woan-

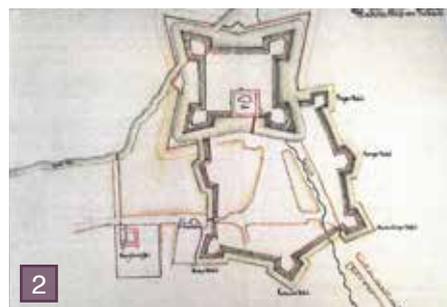
ders war ohnedies noch so viel anderes Land da.

Umgekehrt verhielt es sich so, dass nicht einmal ein Großer namens Karl hier vorbeikam, obwohl ihm sein Reich nicht weit genug sein konnte. Erst als ebendieses Reich sich so oft geteilt hatte, dass bald kein weißer Fleck mehr übrigblieb, und sich auch weiter östlich Ähnliches ereignete, da blickte man sich um. Die Bayern in Richtung Osten, die Magyaren in Richtung Westen, und beide schickten Leute aus, um auch dieses letzte noch unberührte Land zwischen ihnen aufzuteilen. Die einen kamen bis hierher, nach Velwinbach, und noch ein kleines Stück weiter, dann war Schluss, denn da waren schon die anderen, in Gyanafalva und rundherum. Die Grenze war gezogen, für alle Zeiten vielleicht, da hätte es später keines eisernen Vorhanges bedurft. Nur einmal würde sie später noch wandern, als sich das Burgenland irgendwie entscheiden musste, und es zur Abstimmung kam.

Und so entstand bei uns hier, wo sich Raab und Oedterbach begegneten, eine Siedlung. Lokal freilich von Bedeutung, weil auch an Wegkreuzungen gelegen, und deswegen schon bald mit dem einen

oder anderen Recht versehen, schon bald geschmückt mit den Schlössern Hainfeld und Kornberg. Rundum folgten einige Dörfer, und das war es dann, für einige Zeit, an Aufregendem, hier bei uns. Ein paar weniger Weiden und Föhren brachte das mit sich, auch Fische und Mücken, aber das machte nichts aus, es gab ja noch genug davon.

Während fernab von hier die Renaissance das graue Mittelalter vergessen machte, ein Mann aus Vinci das bis heute berühmteste Bild der Welt malte, die westindischen Inseln entdeckt wurden und sich sogar das Weltbild veränderte, errichteten die Feldbacher, einem gewissen Andreas Baumkircher „sei Dank“, eine Schutzburg, Tabor genannt, und einen Metzen, um Getreide zu messen und der Stadt für später ein Wahrzeichen zu hinterlassen. Freilich, eine neue Kirche musste schon noch sein. Den Tabor konnte man in der Folge gut brauchen, denn die Eroberer aus dem Osten, auf dem Weg nach Wien oder sonst wohin, suchten Markt und Land gerne heim, öfter als diesem das lieb war, nicht einmal im nahen Megersdorf zu scheitern, hielt sie davon ab. „Kruzitürken“, damals durfte man das in der Not noch rufen, und so machte man sich an eine Marktbefesti- ■■■



gung, die ohnehin nie fertig wurde, bis auf drei Tore und ein paar Palisaden. Zwischendurch blieb schon Zeit für anderes. Späterhin Unrühmliches zwar, gelegentlich, doch einigermaßen Geschichtsbuch-trächtiges, nahm man sich doch in diversen Prozessen der Hexen an. Und eine Säule zum Ende der Pest musste schon sein. Außerhalb der Stadt entstand ein Kloster, und ein paar Häuser, was man allesamt noch Jahrhunderte später bewundern würde. Und Weiden und Föhren, Fische und Mücken, davon gab es noch genug.

Schließlich kamen sie doch noch, zwar nicht mehr vom großen Karl geschickt, aber auch das ging vorüber, und man spürte sie selbst hier, diese „Neuordnung Europas“, und dann den Biedermeier, und die große Revolution mit dem Beginn aller Verwaltung, und der neuen Freiheit der Bauern, und auch sonst. Mit einem Mal konnte man sie nun wählen, die Räte der Gemeinde, und deren Oberhaupt, den Meister aller Bürger. Ein Rathaus gab es schon viel länger, nicht erst dort, wo es seit 1820 bis jetzt noch immer steht. Voller Freude begann man (zunächst eigentlich: „Mann“) in einem Chor zu singen, und bald darauf noch zu turnen. Mit dem großen Herrn Hammer, schon bald auch Purgstall, des Sommers zuweilen im Schloss Hainfeld anzutreffen, konnte man damals nicht so viel anfangen. Außerdem hatte man vom Orient, aus den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte, noch genug.

Alles das schien an der Zeit, die selbst hier bei uns ein wenig schneller zu laufen begann, ob nun mit den neuen Dampfmaschinen oder nicht. Apropos. Mit einem war sie da, die Ungarische Westbahn, Graz – Szentgotthárd, mit Haltestellen in Feldbach, Gniebing, in Paurach vielleicht auch. „Sie brachte einen Aufschwung“, so sollte es später einmal in den Stadtchroniken stehen. Die Feldbacher vermuteten das wohl, damals, denn was sonst sollte sie denn bringen? Außerdem konnte man mit ihr, freilich nicht im Stunden-

takt, schon damals dorthin fahren, wo noch mehr Aufschwung stattfand. Wie immer, die Stadt blühte auf, und gedieh, nach ihren Möglichkeiten und Kräften, und durfte sich deshalb schon bald eine solche nennen. Ein kaiserlicher Akt zu einer Zeit in einem Reich, in dem man von nationalistischen Dingen gerade erst zu hören begann, und wo man noch genug Zeit gehabt hätte, die Dinge anders zu regeln.

Die Weiden waren weniger geworden, doch wenn sie einmal wucherten, dann taten sie das wie früher. Den Föhren setzte schon bald das Klima zu, knapp 300 Meter an Seehöhe reichten eben nicht mehr aus, die warme Luft kam nicht nur mehr aus dem Osten, sondern bald von überall her. Mit den Fischen arrangierte man sich, einer von ihnen, Barbe genannt, schaffte es sogar in das Wapen der Stadt, einzig mit den Mücken wollte man nichts mehr zu tun haben. Diese aber schon mit uns.

Und wie immer es dann noch weiterging, das alles ist, in gewisser Weise, bis heute so geblieben.

NACHSATZ I: Unter den Inschriften im Stiegenhaus des alten, im Jahr 1900 errichteten Schulgebäudes in der Ringstraße findet sich auch ein Zitat des mythenumwobenen Philosophen und Predigers Freidank, der ja etwa zur Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung von Feldbach lebte. Unter anderem soll er gesagt haben: „Genug ist besser als zuviel.“

NACHSATZ II: Für das 20. Jahrhundert und darüber hinaus blieb in diesem Text kein Raum. Ein solcher folgt vielleicht bei anderer Gelegenheit. Aber an diese Zeit kann sich ohnedies jeder selber erinnern.



FOTOLEGENDE:

- 1.) Das frühe Feldbach (Bleistiftzeichnung, 1807)
- 2.) Plan für die Befestigungsanlage (1660)
- 3.) Ausschnitt aus der Josephinischen Kriegskarte (18. Jhdt.)
- 4.) Bahnbedienstete vor der Station Gniebing
- 5.) Station Gniebing
- 6.) Bahnhof Feldbach mit dem Bahnhofsvorstand Herrn Viktor (1925)
- 7.) Der Feldbacher Bahnhof (1905)

Die Stadterhebung zu Feldbach

■ Im Juli 1883 dürfte der damalige Feldbacher Bürgermeister ziemlich nervös gewesen sein. Der Kaiser war unterwegs und er wollte tatsächlich in Feldbach aus dem Zug steigen. Eigentlich musste er in Feldbach aus dem Zug steigen, um mit einer Kutsche nach Bad Gleichenberg weiterzufahren.

Nun stand das Empfangskomitee am Bahnhof, es befanden sich alle wichtigen Vertreter der Gemeinde und auch die Kinder der Volksschule darunter. Kinder machen sich immer gut, wenn irgendjemand von ganz oben kommt. Die Mädchen in neu geschneiderten Dirndlkleidern und die Buben in Lederhosen. Diese waren zwar nicht ganz neu, denn so eine Lederhose hält ein Leben lang. Dafür waren sie frisch mit Schweineschmalz eingefettet.

Der Bürgermeister hatte natürlich eine lange Rede vorbereitet und ging diese immer wieder durch. Einen Tag davor hatte er sich extra gebadet, das tat man damals höchstens einmal im Quartal, und er benutzte das Parfüm seiner Frau. Sein Stellvertreter merkte an, er rieche etwas seltsam nach Rosen, doch der Bürgermeister meinte, für den Kaiser passe das genau. Der Rosenduft des Bürgermeisters und der Schweineschmalzgeruch von den Lederhosen der Buben sorgten für eine olfaktorisches Aha-Erlebnis.

Der Kaiser saß unterdessen im Zug und betrachtete etwas gelangweilt die Landschaft. Viele grüne Hügel und nur wenige Häuser und kleine Ortschaften sah er da. „Es ist wie in Bad Ischl, nur ohne Berge“, dachte er. In Feldbach musste er umsteigen, da wartet bestimmt der Bürgermeister, ihm blieb einfach nichts erspart. Andererseits soll es ja ganz gut sein, wenn der Kaiser sich dem Volk zeigt, auch wenn er nicht abgewählt werden konnte.

Der Kaiser war, wie so oft, allein unter-

wegs. Die Kaiserin trieb sich irgendwo in Griechenland oder Italien herum, so genau wusste er das nicht. Sie sagte immer, der Süden täte ihr gut. Ihr Gemahl war der Meinung, der Süden würde ihr irgendwann

einmal nicht bekommen, und er sollte recht behalten. Er hatte sowieso seine Probleme mit ihr. Bei der Kindererziehung redete sie ihm dauernd drein. Der Rudolf sei ein Schöngest und hätte beim Militär nichts verloren. Ein zukünftiger Kaiser, der beim Militär nichts verloren hat, wie soll das funktionieren?

Der Zug hielt an, auf einer Tafel am Bahnhofsgebäude stand „Feldbach“, der Kaiser sah eine große Menschenmenge, die ihm zuwinkte. Der Bürgermeister ging seine Rede noch ein letztes Mal durch: Es sei eine große, ja eine riesengroße Ehre, dass Seine Majestät hier in Feldbach usw. usw.. Sein Stellvertreter meinte, er solle aufhören, ständig etwas vor sich dahin zu murmeln. Der Kaiser stieg besonders langsam aus dem Zug. Er tat dies, um würdevoll zu erscheinen, allerdings wirkte er dadurch ziemlich behäbig.

Eines der Volksschulkinder – es war einer der Buben – bemerkte halblaut: „Der ist ja ziemlich alt“. „Pscht“, zischte einer der Erwachsenen, und ein Schulkollege stieß ihn mit dem Ellbogen in die Seite. Der Bub schubste zurück und schon war ein Gerangel im Gange.

Und wie das bei kleinen Raufereien so ist, es bekommt immer ein völlig Unbeteiligter etwas ab. In diesem Fall war es der Bür-



„Eure Majestät ... Feldbach zur Stadt ...“ / „Es hat mich sehr gefreut.“



germeister, der einen heftigen Stoß in den Rücken bekam. Seine aus Nervosität ohnehin sehr zittrigen Beine taumelten ein paar Schritte nach vorne und plötzlich stand er unmittelbar vor dem Kaiser. Dieser sah ihn erstaunt an, der Bürgermeister wagte nicht, diesen Blick zu erwidern. Zu beschämt war er wegen seiner Tollpatschigkeit.

Der Kaiser hatte die Verlegenheit des Bürgermeisters wohl wahrgenommen, und nachdem dieser kein Wort hervorbrachte, frug (damals sagte man noch „frug“) er ihn, was denn sein Begehrt sei. Dem Bürgermeister war seine ganze Rede entfallen, als er dem Kaiser gegenüberstand. „Majestät ...“, stammelte er, irgendwas musste ihm einfallen, er richtete sich auf und sagte, „ich ersuche Seine Majestät höflichst, den Markt Feldbach zur Stadt zu erheben“. „Wieso soll ich dieses tun?“, entgegnete ihm der Kaiser. „Weil ... weil es einfach Zeit ist“, argumentierte der Bürgermeister. Diesem Argument hatte der Kaiser nichts entgegenzusetzen und so wurde Feldbach zur Stadt erhoben. Es dauerte zwar noch 25 Jahre, bis die Stadterhebungsurkunde ausgestellt wurde, wahrscheinlich deswegen, weil so viele kaiserliche Titel angeführt werden mussten und das handschriftlich. Aber damals hatte man noch Zeit.



Feldbach vor etwa 150 Jahren

Nach einem alten Zeitungsbericht vor der Jahrhundertwende

■ Es ist Advent, 5 Uhr abends und es dunkelt. Hausfrau und Kinder sitzen um den Blechofen und legen fleißig Holz nach. An den kleinen Fensterscheiben sind kunstvolle Eisblumen. Jung und alt vertreiben sich die Zeit mit Singen, Kürbiskernschälen und Geschichten erzählen. Indianergeschichten waren noch nicht erfunden, wohl aber der „Eugenspiegel“ hoch beliebt. Dann kommt als Jause und Nachtmahl eine Scheibe Schwarzbrot mit Feigenkaffee.

Vor 7 Uhr abends gibt es keine Stubenbeleuchtung, weil eine Kerze vier Kreuzer kostet. Dann fährt der Postwagen vorbei. Der Postillion bläst die bekannte Melodie. Er bringt gewöhnlich einige Reisende nach Feldbach, ein Paar Pakete für die Kaufleute, ein Dutzend Briefe und einige Zeitungen — mehr hätte auch im Postlokal nicht Platz gehabt. Petroleumlampen waren noch eine Seltenheit und sie galten als

höchst feuergefährlich. In ärmeren Häusern diente das sogenannte „Rübenlicht“ als Lichtquelle, d.h., eine Rübe wurde ausgehöhlt, in die Höhlung Ripsöl gegossen und in dieses ein mit Watte umwickelter Holzstift gesteckt. Wer sich eine bessere Beleuchtung leisten konnte, kaufte beim Seifensieder Wegmaier ein Pfund Kerzen um 32 Kreuzer. Neben dem Seifensieder war auch ein kleines Wirtshaus. Dort saßen im Extrazimmer die Honoratioren bei geschmückten, großen Kerzenleuchtern und rauchten ihren Knaster (ein billiger südamerikanischer Tabak). Bessere, sogenannte „Milikerzen“ zu rauchen, konnten sich nur gutsituierte Leute erlauben.

Öfters kam in der Dämmerung auch „Frau Nachbarin“ auf Besuch. Es wurde damals überhaupt noch mehr Geselligkeit gepflegt als heute — und nachdem das gewöhnliche Thema „Kinder und Kochen“ erledigt war, wurden auch einige mehr oder minder

harmlose Ausfälle auf gerade nicht anwesenden Personen unternommen, welche es sonderbarerweise am anderen Tag immer erfuhren. Damals war es halt so, heute gibts das natürlich nicht mehr.

Eine angenehme Abwechslung war es immer, wenn um diese Zeit die schweren Fuhrwerke vom Kaufhaus Thaller durch den Ort knallten. Sie führten Schmalz und Mehl nach Aussee und brachten Salz herunter. Alles „per Achse“, denn Eisenbahn ging noch keine, weder bei uns noch in der Obersteier. Die schweren Pferde und die nicht minder starken Fuhrleute, mit schweren silbernen Uhrketten behangen, und die großen, schwer bepäckten Wägen waren immer etwas Außergewöhnliches.

Langsam vergeht die Zeit, die Spinnräder schnurren und draußen wird es ganz dunkel. Dann kommt der Laternenan- ■■■

zündet. In einer mit Griffen versehenen Kiste trägt er die entzündeten Lampen und hebt sie in die Straßenlaternen. Eine Arbeit, die bei Schneefall oder heftigem Wind nicht gerade zu den angenehmsten gehörte, da die Lampen häufig verlöschten und neu entzündet werden mussten. Eine eigentümliche Petroleumatmosphäre begleitete den verrussten Mann, der unter den Buben immer einige Mitgeher hatte, die freiwillig sein Schicksal teilten.

In jener Zeit waren auch noch viele Strohdächer in Feldbach. Beim jetzigen Haus Höfler in der Gnaser Straße, sowie beim Bernhard und beim Kaufmann in der Bürgergasse, beide Meister der Tonkunst, konnten mittelgroße Menschen bequem auf das Strohdach greifen, so niedrig waren die Häuser. Bei den Häusern Sperl (später Trummer) in der Grazer Straße und Matzl (später Großbauer) in der Gleichenberger Straße war die Maut, deren Schranken abends niedergezogen und beleuchtet waren. Jedes Fuhrwerk, welches die Maut passierte, hatte vier Kreuzer zur Straßenreparatur an „Maut“ zu bezahlen.

Nachdem es endlich 7 Uhr geschlagen und die Kirchenglocke geläutet hatte, der „englische Gruß“ gebetet war, wurde Licht gemacht. Vorher mussten noch für diesen Zweck Kerze, Leuchter und die unvermeidliche „Lichtputzschere“ herbeigeholt werden. Besonders die Putzschere war ein höchstnotwendiges Objekt, weil sonst ein sogenannter „Rauber“, das ist ein widerspenstiger Teil des Dochtes, oder der verbrannte Docht selbst das ohnehin karge Licht in seiner Helle beeinträchtigte. Nun endlich konnte man lesen, schreiben, Schulaufgaben machen und die Mädchen und Frauen handarbeiten.

Häufig verlöschte der Wind die Straßenlaternen, dann herrschte in den Gassen tiefe Finsternis. Darum nahmen sich Vorsichtige wohl auch eine Laterne mit, wenn sie auf Besuch oder auf einen Abendtrunk gingen. Zu dieser Zeit, es ist noch nicht so lange her, kannte man wenig Komfort und Anteil daran, was uns heute das Leben verschönt. Die Menschen standen der Natur aber viel näher. Jedes Haus hatte noch eine kleine

Landwirtschaft und Kühe. Die Menschen waren weit anspruchsloser und bescheidener. Man konnte mit 30 fl. Gulden Monatsverdienst ganz anständig leben, und das „Hoch die Arbeit“ wurde nicht mit Singen und Spiel sondern mit Praktischem bestätigt. Dafür gab es beim Essen und Trinken keinen Mangel. Einen „Vierling“ (1/4 Pfund) Fleisch um ein Spottgeld konnte sich auch der Ärmste täglich kaufen. An der Frauensäule (Mariensäule) am Hauptplatz war im Herbst schon um einen Kreuzer jede Gattung von Obst zu bekommen. Dafür stand man anderen Kalamitäten (Unglücken), besonders Feuer- und Wassergefahr, aber auch Epidemien und Krankheiten ziemlich hilflos gegenüber.

Aus einer noch existierenden Feuerlöschordnung für den Markt Feldbach vom Jahr 1792 geht hervor, dass Feldbach in früheren Jahren viel von Schadenfeuern geplagt wurde, daher jeder, der ein Feuer wahrnimmt, „bei Strafe von 18 Gulden entweder selbst oder durch den Schulmeister, auf deren Glocken die Anzeige zu machen habe“. An bestimmten Plätzen und Straßen waren je 4 große Feuerleitern mit 4 Wasserkübeln aufgestellt. Franz Knauer von Haus Nr. 44 hatte die Feuertrummel zu rühren. Feuerspritze gab es damals noch keine. Die erste Abprotzspritze wurde erst im Jahre 1870 angeschafft, obwohl einfachere Spritzen schon früher vorhanden waren. Das letzte große Feuer war am 25. Jänner 1862, bei welchem die ganze Ringgasse abbrannte.

Um 9 Uhr war Zeit zum Schlafengehen, was dem jüngeren Geschlecht damals gleich schwer fiel wie heute. Aber die Kerze war ausgebrannt, und so blieb nichts anders übrig. Manchem Buben träumte es vom Ringelspiel des „Feßl“, welcher Feldbach alljährlich mit seinem Besuche beehrte. Zwei Kreuzer oder dreimal treiben helfen und einmal aufsitzen war sein Tarif. Der alte Feßl ließ auch oft Kinder gratis fahren, wenn die zwei Kreuzer nicht aufzubringen waren, und sich kein Gönner fand, der die Fahrt bezahlte. Hier und da hörte man den Nachtwächter. Bis um die 1870er Jahre waren die Wächter in der Nacht noch mit Hellebarden und Säbel, selbstverständlich

auch mit Laternen versehen und riefen an gewissen Stellen die Nachtstunden aus. Jeder Stundenruf wurde mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ beschlossen. Ein letzter Gedanke von dem Einschlafen war bei den Buben gewiss auch die „Hollerbüchse“, welche mit einem Quantum „Werch“ zu den allerartigsten Ausrüstungsgegenständen eines Schulbuben gehörte. Wichtiger war aber noch das „Marberlscheiben“ mit Hosenknöpfen als Spielgewinn. Manche Hausmutter schimpfte, dass der Schneider die Hosenknöpfe so schlecht annähe, während sie, ausgeschnitten, dem so harmlos erscheinenden „Marberlscheiben“ zum Opfer gefallen waren.

Alljährlich erschien in Feldbach mehrere Male eine reisende Gesellschaft. Ein Zirkus auf der Klosterwiese, ein Kroat mit zum Tanzen abgerichteten Bären, ein italienischer oder dalmatinischer Dudelsackbläser oder gar, wie im Jahre 1866, einige Schwadronen Husaren zur Einquartierung. Am Platz wurde exerziert, die Klosterkirche und das Notarhaus waren Pferdeställe.

Den ersten Christbaum in Feldbach ließ die Advokatensgemahlin Frau Dr. Altmann herstellen, und die edle Dame ließ es sich auch nicht verdrießen, alle Kinder zu laden und zu beschenken. Das erste „Beloziped“ hatte der gewesene Bezirkskommissär, ein Marterinstrument der ersten Güte, Räder und alles andere waren aus Holz.

Und nun, wo wir's „so herrlich weit gebracht“, ist alles ganz anders geworden. Kein Postwagen, keine langen Abende, keine Fußmärsche nach Graz gibt es mehr, und die Jugend ist um manche harmlose Freude ärmer geworden, geht wohl auch bei dem heutigen Zeitgeist großen Teils gänzlicher Verrohung entgegen. Mögen recht bald wieder bessere Zeiten über unsere Vaterstadt Feldbach kommen.

Johann Prassl betreibt das Freilichtmuseum in Trautmannsdorf (www.freilichtmuseum-trautmannsdorf.at). Viele Jahre war er als Museumswart im Feldbacher Tabor tätig.

Abseits

■ Was bewirkte dieses ständige, in letzter Zeit immer häufiger auftretende Innehalten vor einem Photo in mir? Kommt ja beinahe einer Peripetie gleich, verharrt unsereins unweigerlich lange davor. Keine Angst, eine Delle hat dies in meinem Fußboden noch nicht merklich hinterlassen. Die Aufnahme, ein Relikt, längst schon mit einem „Altersschleier“ versehen, zeigt eine Art Auszeit, Pause von Waldarbeit verrichtenden Menschen. In der Mehrzahl weibliche Personen! Der Beginn des Weltkrieges II mag wohl der Grund dafür gewesen sein. Die Qualität des Bildmaterials sowie eine Tönung gelb-bräunlicher Schicht ließ eindeutig auf jene Zeit schließen. Einfach war es für mich auszumachen, wer sich hier zeigte. Wenn auch später anders gekleidet, älter geworden, eben anders „sozialisiert“, kannte ich doch alle einigermaßen deutlich gut.



Aber was ist das Besondere im Bild, was zieht mich, wie gesagt, immer öfter zum Verweilen, nachdenkend dort hin? Was macht dieser Schnappschuss aus vergangener Zeit zu einem Faszinosum? Zugegeben, mein Gedächtnisspeicher tendiert zuweilen in die Rolle einer Verklärung, einer Idyllisierung! Und wohlgemerkt: Meine Erzählung begleitet stets die Klammer des „Danach“! Jedoch ist mir bewusst, dass diese beinahe romantischen Vorstellungen der Arbeit in der Landwirtschaft von damals zum Jetzt eine große Differenz aufweisen.

Festmachen möchte ich dies an einer Person, die ich noch gut kannte, welche eine, grob gesprochen, verwegene „Andersartigkeit“ zeigte! Im Äußeren wie im Inneren, eben in diesem „Sosein“, in ihrem „Sosein“! Aber jetzt gilt es einfach tiefer zu schürfen, besser auszuleuchten, was ihre Physiognomie ins Besondere rücken ließ. Kommen wir ihr näher? Finden wir je mehr Klarheit? Um diesem Verhal-

ten, ihrem Sein, einigermaßen beizukommen, was ist dazu vonnöten?

Von ihr waren nie Klagen, Besorgnisse oder gar emotionale Aufladungen zu vernehmen, Grundfeste des Zusammenlebens wurden nie in Zweifel gezogen, sie hielt nach meinem Wissen viel im Verborgenen, welches ja oft mächtiger als das Wirkliche, Sichtbare ist. Ohne je selbst eine Rückständigkeit zu verspüren, war ihr Leben ein Gegenentwurf zu jenem, das schon viele als in die Normalität angekommen sahen. Denn zu ihrem letzten Lebensdrittel gab es schon zuhauf Industriearbeit, doch beharrend hielt sie unbeirrt, einem erratischen Block nicht unähnlich, strikt an dieser Arbeit im Landwirtschaftlichen fest. Die Kleinheit ihres Besitzes erzwang förmlich ein Zubrot, ein Verdingen, um irgendwie den Lebensunterhalt zu sichern.

Ja, Neues hatte ja schon längst begonnen, Verschiebungen fanden in der Ge-

sellschaft fortlaufend statt, ließen Altes permanent erschüttern. Und dieses Ver-spüren von Veränderungen wurde ihrerseits nicht wahrgenommen. Ihr war ein Aufrechterhalten der Selbstachtung irgendwie eingeschrieben, das sie nie verließ. Vielleicht lag darin ein Stolz, ein Eigensinn!

Mein Wunsch, sie mit diesen Gedanken dem Orkus des Vergessens teilweise ent-rissen zu haben, dürfte nicht ganz, so hoffe ich, vergeblich gewesen sein.

Das Ende des Telegramms

■ Im Postamt Feldbach wurde am Silvester-Tag, den 31. Dezember 2005, um 12 Uhr, das letzte Telegramm aufgegeben. Damit ging eine 158-jährige Kommunikationsgeschichte zu Ende. Neue Medien haben dem beliebten Telegramm den „Gar-aus“ gemacht. Zuerst Telefon und dann Fax, E-Mail und SMS, sowie weitere neue technische Errungenschaften hatten in der Zeit nach 2000 zu massiven Rückgängen im Telegramm-Dienst geführt. Im Jahr 1984 wurden noch weit über eine Million Telegramme in Österreich verschickt. Diese Zahl sank in den Jahren vor 2005 auf unter 100.000.

In der Geschichte des Telegramms haben einige Feldbacher und Feldbacherinnen im Postamt wichtige Aufgaben erfüllt. Im Kriegsjahr 1944 kam Johanna Hacker zur Post in Feldbach. Sie erinnerte sich daran: „Die Telegramme wurden auf dem Streifenschreiber auf eine gummierte Rolle geschrieben. Dann wurden die Schriftzüge abgeschnitten und auf das Telegrammformular geklebt. Zugestellt wurden die Telegramme von einem eigenen Telegrammzusteller, der zu Fuß bis Gossendorf, Rohrberg oder Paurach ging. In Feldbach bestand im Krieg ein SS-Lager. Die dort stationierten Soldaten bekamen viele Telegramme. Militärische Diensttelegramme gingen nicht über die Post. In den 50er Jahren hatte ich bis zu 80 Telegramme pro Tag zu bearbeiten. Es gab das Blitztelegramm, dringende Telegramme, Glückwunsch- und Brieftelegramme. Die meisten Telegramme wurden zum Muttertag und zu Hochzeiten geschickt.“

Der Telegrammzusteller: Der ehemalige Briefträger Eduard Wuritsch aus Mühldorf kam als Telegramm-, Expresspaket- und Expressbriefzusteller zur Post. Für Wuritsch brachte die Telegrammzustellung einen willkommenen Zuverdienst: „Ich fuhr mit meinem eigenen Moped. Da musste der Telegrammpfänger entsprechend der Kilometeranzahl eine Zustellgebühr bezahlen. Auch in meiner Freizeit stellte ich Telegramme zu, vor allem bei Hochzeiten. Da fuhr ich zur Hochzeitstafel und übergab dort die Glückwunschtelegramme, denn da gab es immer ein Trinkgeld und ein gutes Essen. Da habe ich auch meine kleine Tochter mitgenommen und so wurden wir beide bewirtet.“

Wenige Telegramme in Feldbach: Wie auch anderswo sank im Postamt Feldbach die Zahl der aufgegebenen Telegramme von Jahr zu Jahr stark. Die im Jahr 2005 zuständige Sachbearbeiterin Evelyn Fiedler hatte zuletzt im Monat nur noch zwei bis fünf Telegramme zu bearbeiten. Eine Ausnahme war der Dezember 2005, wie Fiedler bemerkte: „Im letzten Monat des Telegramms wurden 13 Telegramme aufgegeben.“

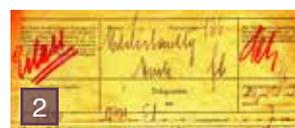
Das letzte und somit ein historisches Telegramm, das vom Postamt Feldbach abgesandt wurde, ging um Punkt 12 Uhr vom Postamt ab zur Redaktion der Kleinen Zeitung. Mit der Abstempelung dieses

Telegramms war die Telegrammzeit auf die Sekunde abgelaufen, und es war jetzt nicht mehr möglich, einen Gruß oder eine Benachrichtigung mit einem Telegramm zu versenden. Zu diesem Zeitpunkt war in Feldbach Ingrid Strasser die Postamtsleiterin: „Wer auch in Hinkunft nicht auf die nostalgische Kommunikationsform verzichten will, der kann seine Nachrichten mit EMS oder UPS versenden.“ Und diese Aussage von Strasser gehört bereits wieder in den Geschichtsbereich eingeordnet.

Telegrammgeschichte: Das erste Telegramm in Österreich wurde 1847 verschickt. Das Schmuckblatt-Telegramm entstand 1936. Allein im Jahr 1913 wurden 23 Millionen Telegramme versandt. Am 11. Juli 1903 wurde von der Pariser Zeitung „Le Temps“ ein Telegramm rund um die Welt geschickt. Man wollte sehen, wie lange es dauert, bis es beim Empfänger ankommt. Es waren sechs Stunden. Viele Telegramme vom Militärkommando Graz oder vom Kriegsministerium Wien kamen zwischen 1915 und 1919 nach Feldbach in das Kriegsgefangenenlager. Ingrid Strasser und Evelyn Fiedler stempelten am 31. Dezember 2005 die letzten Telegramme ab. Eduard Wuritsch machte sich als eifriger Telegrammzusteller einen Namen. Die ehemalige Postbeamtin Johanna Hacker sammelte die unterschiedlichsten Telegramme.

FOTOLEGENDE:

- 1.) Briefträger Eduard Wuritsch
- 2.) Telegramm an die Militärbauleitung im Kriegsgefangenenlager Feldbach (1915)
- 3.) Ingrid Strasser und Evelyn Fiedler
- 4.) Johanna Hacker





VON WERNER KÖLLDORFER

The times they are/ were a-changin`

Blitz-Lichter aus meiner und aus Feldbachs Geschichte

■ Geschichte heißt: Wandel, Veränderung, Geschichte heißt: Zusammenfügen von subjektiv erlebten/gefühlten Momenten zu einem größeren Bild – Geschichten ergeben Geschichte. Einige „Bilder“ aus der „Bilder-Galerie“ meines Lebens, Strophen aus meinem Feldbach-Lied, ganz so, wie Bob Dylan sie singt:

When I was young *(Eric Burdon & The Animals)*

So jung und klein, um alles nur vorbeiziehen zu sehen, ohne etwas davon zu verstehen:

... Kriegsreste und killing fields: materielle Kriegsrelikte in der Spielumgebung meiner Kindheit (Bunker, Schützengräben, Waffen-, Minen-, Granatenfunde in den Wäldern rings um mein Dorf, ein Heimathaus voller Granatsplitter, weil der Kirschbaum davor den Volleinschlag zu seinem Nachteil abgefangen hatte), körperlich-psychische

Nachwirkungen bei meinen Eltern und ihrer Generation (Vergewaltigung, Raub und Plünderung, erlebte Grauslichkeiten, aber auch Menschlichkeiten von meist unerwarteter Seite) ...

... Geschichten von falschem und echtem Heldentum, von „feindlichen“ Helden (englische, australische Kriegsgefangene, die das Leben einheimischer Kinder gegen die Nazi-Willkür von Ortsbonzen bei eigener Lebensgefahr retteten, die meinen Geschwistern beibrachten, dass es außerhalb der Nazi-Welt eine viel größere, schöne Welt geben musste; das Elend im Gefangenenlager von Hainfeld, die Zwangsarbeiten für die Besatzer, Flucht und Vertreibung während des Besatzerwechsels...) und von „bösen“ Nachbarn und volkstreuem Parteigenossen ...

... Umsiedler, Über-Siedler, Aussiedler: Wie „Fremde“ aus Südtirol, aus Siebenbürgen, aus dem Banat mit ihrem eigenartigen Deutsch (auf jeden Fall war es nicht

Steirisch, was sie sprachen) zu Nachbarn wurden und ich dort neue Freunde fand ...
... „Ungarn“, 1945 wohl ungarische Juden auf ihren Todesmärschen durchs Dorf, Tote neben den Straßen, am Feldbacher Bahnhof Ermordete und am Mühdorfer Steinberg Verscharre (wie es mir Mutter erzählte); 1956 von mir selbst gesehene Flüchtlinge, die kurz eine Schulschließung in Feldbach bedingten ...

My generation (The Who)

Schule: mein erstes und einprägsames außerdörfliches Abenteuer: Prügelstrafe, Kopfnüsse, Ohrfeigen als Begleitmusik, viel lernen, offene Ohren, Aufsaugen alles Neuen (und neu war für mich alles), der bezirkswerte Rekordhalter sein bei allen Bildungstests ...

... Lernen von Empathie und Hilfe für die, denen es schlechter ergeht: Zusammenge-spannt werden als Betreuer für so- ■■■



FOTOLEGENDE:

- 1.) Der Feldbacher Hauptplatz, im Hintergrund der Bahnhof um 1955
- 2.) Der südliche Teil des Feldbacher Hauptplatzes um 1960, ganz rechts ist das ovale „Schwammerl-Dach“ der Gortan-Tankstelle zu sehen
- 3.) In der 1. Reihe ganz links, mit dem legendären Schuldirektor Raimund Spreitzhofer (4.v.r.)
- 4.) Stehend als 3.v.l., im Vorläufer des heutigen Stadions
- 5.) Der Feldbacher Hauptplatz gegen Norden mit dem neuen (noch unbemalten) Glockenturm um 1960

zial und/oder intellektuell Benachteiligte, gemeinsam mit schwerkranken Kindern (Epileptiker) in der Klasse ...

... die gloriose Aufnahmeprüfung ins Gymnasium, der Schritt für mich in die große, weite Welt gegen den Willen meines Vaters, aber mit Unterstützung von Mutter, großem Bruder und Klassenlehrer, der mich unbedingt am Gymnasium sehen will ...

... Gymnasium und Bildung als Privileg: Meine große Schwester konnte/wollte es so nicht abschließen, sie hätte die Schule in Graz mit dem Ordenseintritt „bezahlen“ bzw. „abdiene“ müssen, für meine anderen Geschwister schied eine höhere Schule aus Geldgründen aus, ich war der glücklich „Nachgeborene“, bei dem sich Schule weit weg von daheim erstmals finanzieren ließ (Gleisdorf gab es vorher nicht, Fürstenfeld war nicht erreichbar, Graz war unleistbar, und sonst nur: Bildungswüste bzw. Privileg für die, die es sich leisten konnten) ...

... die Trennung in Stadt-/Land-Kinder (Volksschule), in Buben- und Mädchen-Klassen (im Gymnasium – ich lief den modernen Schulgesetzen der 1960er Jahre immer voraus), Schule noch als finanzielles Abenteuer (zumindest für meine Eltern): keine Schülerfreifahrt, kein Gratis-schulbuch, Schulgeld, ..., Entdeckung, es gibt soziale Unterschiede, viele sind „so high above me“ und ich bin „out of their league“ (dieses „erlernte“ Grundgefühl bil-

det bis heute meinen wackeligen Selbstvertrauensgrund) ... - Ich verstehe jetzt meinen Vater, seine Sozialisierung und sein Weltbild ... - und auch meines von sozialer Gerechtigkeit entsteht, intellektuell, rational und emotional ... es ist bis heute geblieben ...

... die kleine Landwirtschaft reicht nicht, mein Vater verdient nur wenig, eingekauft wird beim Dorfgreißler in „Monatsfassungen“, bezahlt wird einmal monatlich; „Als ich Brot holen ging“ wird zu einer meiner Kindheitsaufgaben; die jährliche Kohlelieferung (meist Ilzer Kohle) eine finanzielle Herausforderung ...

... bis in die 1960er Jahre noch Reste des Feudalsystems: Robotpflicht und Dienst-Leistungen auch als Kommunalabgaben, „Handdienste“ statt Geld als Bezahlung für überlassene Wohltaten der nicht mehr so heißen „Grundherren“, ich verdiene als „Erntehelfer“ neben Naturalien erste Kleinigkeiten ...

... Ich bin viel zu Fuß unterwegs, Kirchengang (ob Feldbach, Fehring oder das Kloster in Pertlstein) als Kind nur zu Fuß; bei Nachmittagsunterricht gibt es keine Busverbindung, also täglich die 6 km zu Fuß nach Feldbach und zurück; später dann das Fahrrad als Begleiter; die Straßen sind noch weitgehend leer, es konnte passieren, dass mich am Morgen auf dem Weg nach Feldbach kein einziges Auto überholte und

wir Kinder auch die Hauptstraße noch gut als Spielplatz nutzen konnten ...

... Dorfstraßen versinken bei Regen im Morast, ein Dorfteil ist dann außer zu Fuß nicht mehr erreichbar ...

... Das erste Auto, an das ich mich erinnern kann, hatte ein Nachbar, ein Großbauer, Ende der 1950er Jahre; der gleiche hatte auch den ersten Fernseher im Dorf, und da er selbst 3 Buben hatte, durften auch wir Nachbarsbuben (es gab in meinem „Viertel“ nur ein Mädchen!) an jedem Mittwoch um 17 Uhr das Kinderprogramm („Kasperl“, „Lassie“ oder „Fury“) mitschauen ... In diesem Haus gab es auch eines der ganz wenigen Telefone, das auch öffentlich genutzt werden konnte/durfte ... Dem Nicht-Vorhandensein eines Telefons in der Nähe verdanke ich auch meine Geburt „auf halbem Wege“ zwischen Elternhaus und Krankenhaus ... Mein Vater hatte zu lange gebraucht, um ein Telefon zu erreichen...

„Strawberry fields forever“ / „Penny Lane“ (Beatles) – Plätze:

Welterschließung findet für mich sehr zögerlich statt: Feldbach lerne ich erstmals in Form des Krankenhauses näher kennen, wo mir einer meiner vielen noch folgenden Gipsverbände verpasst wird, Graz „entdecke“ ich erstmals zu meiner Firmung ■■■

(damals mit 10 Jahren!), sogar die Zugfahrt ist für mich damals eine Premiere ... Schifahren auf 22fach verleimten Eschenbrettern mit abenteuerlicher Bindung und eigenartigen „Goiserern“ auf selbst angelegten „Pisten“ quer durch Wald und Wiesen, die wir im Winter benutzen durften ...

Nicht so im Sommer: Fußball spielen war eine „wilde“ und verpönte Angelegenheit, kein Bauer erlaubte es, eine seiner Wiesen zu nutzen; wir taten es heimlich auf abgelegenen, nicht einsehbaren Grundstücken, gingen zu Fuß zu „Länderkämpfen“ in Nachbardörfer ... Daraus dann der Beitritt zu einem Verein: klarerweise zum Feldbacher Arbeiter-, Proleten-, Dorfverein (SV), auch wegen der Vereinsfarben Schwarz-Weiß, der Bürger- und Stadtverein TUS kam schon aus diesen zwei Merkmalen nicht in Frage ...

... Später dann mehrmals für diesen Verein in den Schulferien zu Hause geblieben und nicht ins Ausland arbeiten gegangen; dafür Arbeit beim damaligen Sponsor, der Pelz- und Lederfabrik „Merino“ erhalten, dort nach Ersterfahrungen in Gerberei und angenehmeren Abteilungen sogar zum Einkäufer eingeschult worden und nach Jugoslawien zum Felleinkauf geschickt ...

... Den Feldbacher „Rübenacker“ und unfreiwilliges Hochwasserschutzbecken (den Vor-Vorläufer des heutigen Stadions) mit Holzzaun und alter Tribüne, die spätere „Sandpiste“ (heute Trainingsplatz) und das Stadion jahrelang unsicher gemacht ... Mit mittelmäßigem Talent eine durchaus ansprechende Karriere, wenngleich nicht vollendet ...

... Plätze der Kindheit und Jugend noch einmal erinnernd: ein Marktplatz (Hauptplatz) als Lehm- und Sandwüste mit Krüppelbäumen als Allee- und Schattenspendler ... Der Hauptplatz als Ort schlimmer „Niederlagen“ in meinem jungen Leben: Ich werde von größeren Buben in juckende, hautreizende Glaswolle „verpackt“ und dann in der Drogerie König „gerettet“ und wieder gereinigt; ein Passant entreißt mir ein gerade erst von mühselig Gespartem gekauftes Comic („Sigurd,

der Ritter mit dem Schwert“, oder war es „Prinz Löwenherz“? – der war mir viel lieber als „Micky Maus“ oder „Fix und Foxi“) und zerreißt es vor meinen Augen: „So einen Schund liest man nicht!“ – für mich eine Katastrophe und sagenhafte Gemeinheit ...

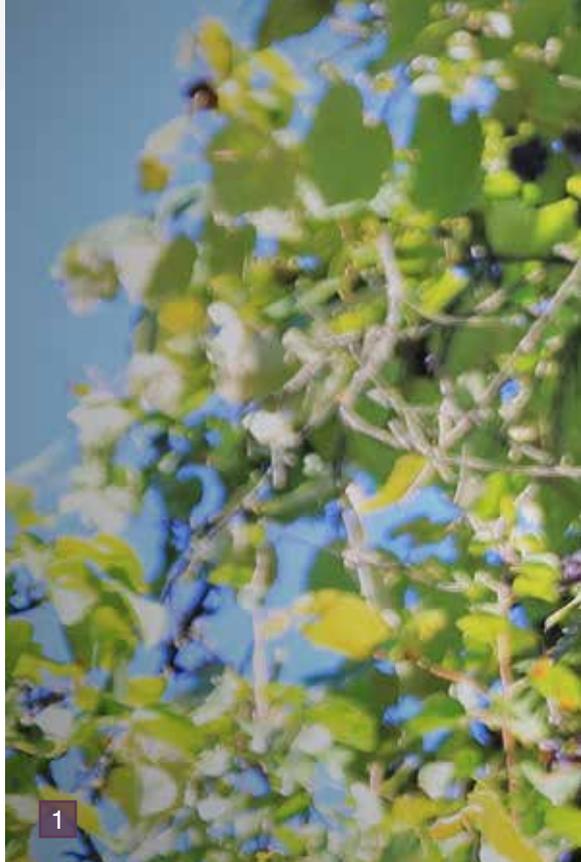
Wochen-, Jahrmärkte (und oft auch Rummelplatz mit Schaukel, Ringenspiel ...) dort, wo die Sparkasse steht; zuerst noch Ziegelei-Ringofen, dann die Lehmgrube (dort, wo heute u.a. das Soletti-Werk, die Seniorenwohnhäuser stehen); das alte „Freibad“ in der Gnaserstraße, das alte Kino, Bäckerei, Café Porsche (als ein Name unter vielen in den letzten Jahrzehnten), das Gasthaus Brauhaus am Hauptplatz als ein Beispiel für vergangenes Wirtshausleben ... – alles Plätze, die sich seither völlig verändert haben; Plätze voller Erinnerungen ...

... 1976, nach dem Studium als ersten (und einzigen meines Lebens) Arbeitsplatz eine Stelle an der immer noch sehr jungen, damals gewaltig wachsenden Handelsakademie erhalten. In diesem Jahr wurden gleich 12 neue Lehrer eingestellt! Auch diese Schule hat räumlich (Standort), inhaltlich (Lehrpläne, Ausstattung ...) und personell in meiner Lebens- und Arbeitszeit Veränderungen sonder Zahl durchlebt – Geschichten und Geschichte!

„When I'm 64“ (Beatles)

Heute, schon ein bisschen mehr als 64, aber als Resümee kann ich sagen: Ich habe nicht nur an meinem Arbeitsplatz einiges an Veränderungen miterlebt, ich habe Feldbach die letzten 50 Jahre begleitet, Feldbach hat mein Leben begleitet – Geschichten und Geschichte.

The times they are/were a-changin' (Bob Dylan)



■ Wie alt ich bin, weiß ich nicht so ganz genau. Hundert Jahre werden es wohl sein, mindestens. Meiner Schönheit hat das Alter jedenfalls nicht geschadet. Und dann habe ich auch einen starken Partner, an den ich mich anlehnen kann.

Zuhause bin ich in Neubergl, einem den Älteren noch geläufigen Winkel der Autonomen Republik Petersdorf, die ja vor einigen Jahren der Neuen Stadt Feldbach einverleibt wurde. Was ihrer Eigenständigkeit übrigens keinen Abbruch getan hat. Ich bin also auch eine Petersdorferin. Ururahnen der heutigen Republikbürger haben mich in die Welt gesetzt, im wahrsten Sinne des Wortes. Eben dort in Neubergl, nahe den Gleichenberger Kogeln.

Manche sagen, das sei ein kaltes Loch dort hinten. Tatsächlich weht meistens ein kühles Lüfterl vom Wald herauf. Und wahrscheinlich genau deshalb haben meine Zieheltern an dem Platz ein Presshaus gebaut. Die aufwendige Kühltechnik der modernen Weinkeller existierte noch nicht. Statt Maschinen gab es die Natur und das menschliche Hirn. Die gibt es zwar auch heute. Aber wenn ich ehrlich sein soll, scheint mir, dass vom menschlichen Hirn zu wenig verwendet und daher von der Natur zu viel missachtet oder verschleudert wird.

Schöne Isabella von Neubergl

Die Natur schuf die Bedingungen, die Menschen nutzten sie. Daraus wurde, wie gesagt, ein Presshaus mit dicken Steinmauern. Noch heute ist der Keller selbst im heißesten Sommer so kühl, dass alles darin frisch bleibt. Vor allem der Wein. Und da kommt, in aller Bescheidenheit, meine Wenigkeit ins Spiel.

Jetzt wird es Zeit, dass ich mich vorstelle: Isabella. Ich bin also, wieder in aller Bescheidenheit, eine Schöne. Das werden alle bestätigen, die mich kennen, in all meinen Formen: den kahlen Reben und Ranken im Winter, den zarten, rötlich-grünen Blattknospen im Frühling, den breiten, Schatten spendenden Blättern im Sommer, den prallen, violett-schwarzen Trauben im Herbst, aus denen meine Zieheltern und ihre Nachfolger ihren Haus-trunk gepresst haben.

Jetzt muss ich von meinem Partner sprechen. Er hat mich von Anfang an gestützt. Und als wir beide dem Kindesalter entwachsen waren, gingen auch unsere Kinder eine Verbindung ein. Von Inzucht kann man freilich nicht sprechen, wenn sich Isabellatrauben und Mostbirnen vermählen. Was dabei herauskommt, nannten unsere Zieheltern Pigerl. Und wie das bei Kreuzungen so ist, schlägt manchmal das eine und dann wieder das andere Gen

stärker durch. Also schmeckte der Pigerl in jedem Jahr anders. Manchmal mehr nach mir, dann wieder mehr nach meinem Partner. Heute schmeckt er gar nicht mehr, weil meine jetzigen Zieheltern keinen mehr machen. Sie schätzen meine Früchte am meisten im Naturzustand. Und die meines Partners landen bedauerlicherweise großteils auf dem Komposthaufen, wo wenigstens die Schnecken etwas davon haben.



Dabei will ich nichts gegen meine heutigen Zieheltern sagen. Ja, sie sind geradezu stolz auf mich und meinen Partner. Ihren Gästen stellen sie uns als Musterbeispiel einer geglückten Beziehung vor. Das freut uns natürlich. Und mein Schwager, ein Bruder meines Partners, den im hohen Alter der Sturm fällte, lebt in der Küche weiter. Als Tisch, um den sich regelmäßig die große Familie versammelt. Jeden Tag bekommt er seine Streichelein-

heiten. Zu mir wiederum kommen hie und da Frösche vom weiter unten gelegenen Teich auf Besuch. Dann weiß ich, dass es am nächsten Tag regnet.

Es lässt sich also gut leben in Neubergl. Das war nicht immer so. Irgendwann zog ins Presshaus eine kinderreiche Familie ein. Gegenüber wurde ein Wirtschaftsgebäude mit Stall für ein Paar Kühe und Schweine errichtet, alles in Handarbeit. Alle mussten mithelfen, damit die kleine Landwirtschaft mit rund vier Hektar die Familie ernähren konnte. Keuschlerei nannte man das damals. Als Austräger einer Bäckerei brachte der Vater ein bisschen Geld nach Hause. Ein hartes Brot, im wahren Sinn des Wortes.

Als sich dem Vater eine lukrativere Einkommensmöglichkeit in einem weiter entfernten Ort eröffnete, bot die Familie das bescheidene Anwesen zum Verkauf an. Für den Mühdorfer Seppl eine allzu verlockende Vorstellung: wenige Kilometer von seinem Heimathaus entfernt einen Urlaubs- und Alterssitz zu haben. Seit er sich in der Obersteiermark niedergelassen hatte, um dort als Arzt zu praktizieren, wurde er von Heimweh geplagt. Der Seppl griff also zu. Die Gebäude wurden langsam und behutsam erneuert, die Landwirtschaft verpachtet. ■■■

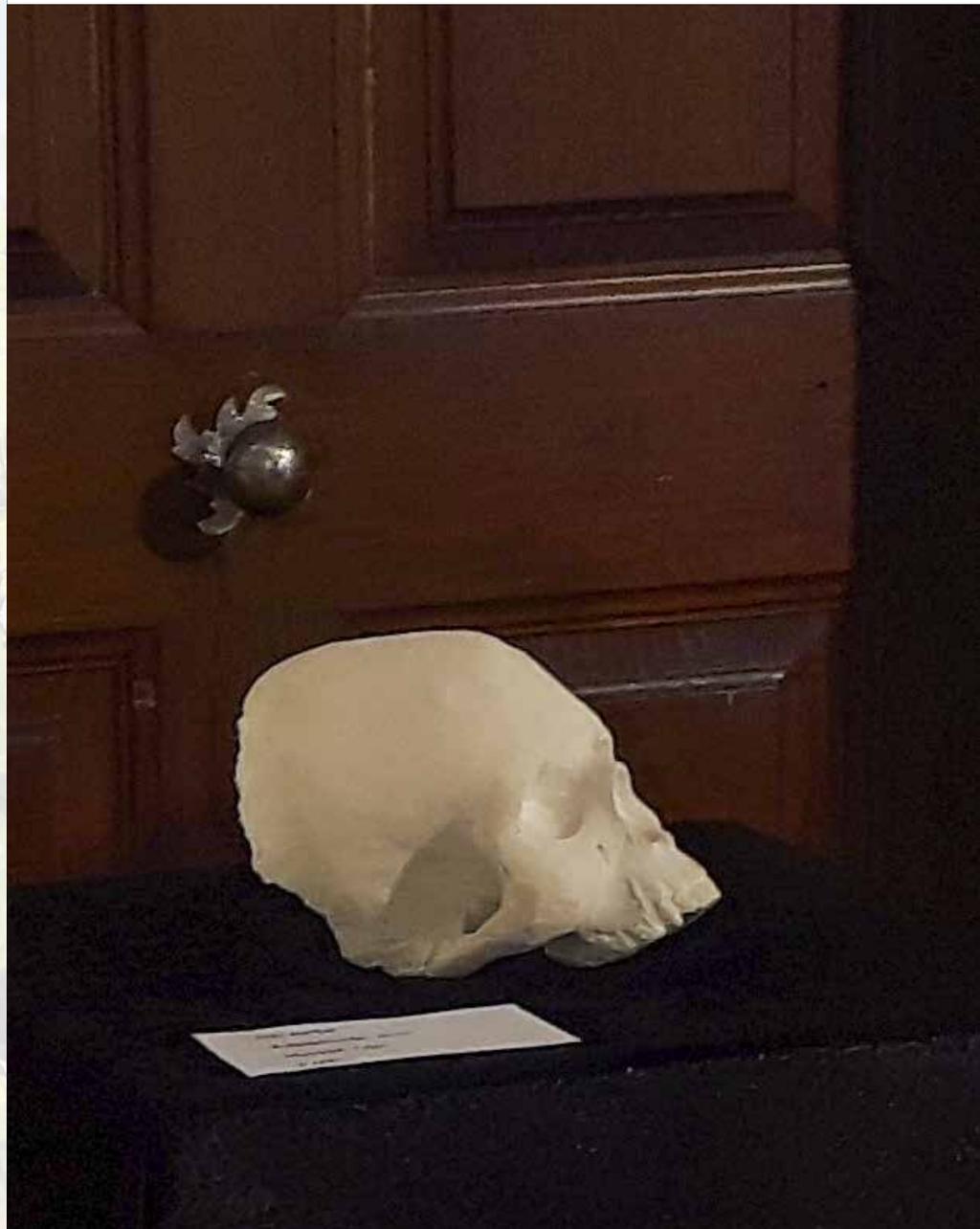
FOTOLEGENDE:

- 1.) Geglückte Beziehung in luftiger Höhe: Isabellatrauben am Mostbirnenbaum.
- 2.) Detailgetreues Abbild der alten H ... vor 40 Jahren, von Helga Kirchengast. Nur die schöne Isabella muss man sich dazudenken.

Mich und meinen Partner hatten sie von Anfang an ins Herz geschlossen, der Seppl und seine Familie. Ist ja auch nicht alltäglich, dass Weinrebe und Birnbaum einander umschlingen. Während aber die Mostbirnen im Herbst von selber fallen, wollen die Trauben erobert werden. In meinem Fall erfordert das einige Akrobatik, weil die süßesten Früchte hoch oben im Baumgeäst hängen. Ohne lange Ausziehleiter geht da gar nichts.

Diese Mühe machen sich auch unsere jetzigen Zieheltern. Der Seppl junior und Helga, die Seinige. Sie haben die Keuschlerei von Seppls Eltern übernommen, als denen die Arbeit zu viel wurde. Die Jungen, die inzwischen auch schon die Alten sind, haben etwas anderes ausprobiert. Sie finden, dass dieser Platz anregend auf Körper, Geist und Seele wirkt und zugleich Geborgenheit vermittelt. Und dass man das auch anderen Menschen zugänglich machen soll. Also haben sie genau dort, wo früher der Stall für die Tiere stand, einen – zeitweiligen – Stall für Menschen hingestellt: eine Begegnungsstätte, wo hin und wieder Leute zusammenkommen, um über Gott und die Welt zu reden, miteinander zu lachen und zu genießen. Denn Helga freut es, andere an ihren kulinarischen Schöpfungen teilhaben zu lassen, so wie der Seppl seine Liebe zur Literatur gerne mit Gleichgesinnten teilt.

Das ergibt, gemeinsam mit den Beiträgen der Gäste, immer wieder eine belebende Mischkulanz. Ich kann das bezeugen, denn von meinem Platz aus sehe ich, was sich dort drinnen am Tisch abspielt. Im Herbst stehen da auch meine Früchte drauf. Und wenn die Gäste fragen, woher die kommen, dann erzählen die Gastgeber ziemlich genau das, was ich jetzt erzählt habe: die Geschichte der H.... in Neubergrl, dem hintersten Winkel der Autonomen Republik Petersdorf in der Neuen Stadt Feldbach.



Nils Herbst, Schädelstudie, Gips, 2019

Von 19.7.-22.8.2020 waren im Rahmen einer Gruppenausstellung Werke des jungen Feldbacher Bildhauers Nils Herbst auf Schloss Kornberg zu sehen. In der Galerie im Nebengebäude wird es auch weiterhin einen von ihm bespielten Schaukasten geben.



Wo der Schriftzug hinführt

Ich schreibe das Jahr lang vor dir und kurz nach mir,
ich schreibe es dir hinter die Ohren und mir aufs Papier.

Ich setzte die Punkte, ich führe die Feder,
doch wie kann ich denn schreiben wenn ich
nicht mehr bin – fragt sicher jeder.

Leicht ist es nicht,
denn jedes Wort hat ja auch sein Gewicht.
Und so bin ich auch schwer obwohl ich nicht mehr bin,
und jeder fragt sich leichthin nach diesem Sinn.

Such mich auf Bildern, find mich dort wo die
Glut am Himmelszelt brennt,
wo der Windhauch meinen Namen nennt.

Kurz nach mir und lang vor dir – in diesem Jahr,
passierte etwas, das war wirklich sonderbar.

An Sonderbares ist man ja gewöhnt,
wenn man so wie ich auch gern dem Lesen frönt.

Doch sonderbar ist wirklich untertrieben,
sonst wärs mir ja nicht jahrhundertlang im
Gedächtnis geblieben.

Während du dich fragst, wer ich bin, auf welchem Weg,
wo ist er der Sinn?

Sag ich: in jedem Wohin ist ja auch immer
ein Fragewort drin.

Und jede Frage muss ja auch mal einen Punkt machen,
das hat das Fragezeichen schon gemacht und kann
darüber nur noch lachen.

In diesem Jahr also – du weißt schon –
irgendwann zwischen uns beiden,
konnte ich meinen Beruf wirklich nicht mehr leiden.
Ich will nicht selig schlafende Erinnerung wecken,
doch Patron zu sein, ist nicht immer ein Zuckerschlecken.
Noch dazu, um den Teppich der Erinnerung fertig zu weben,
griff ich bei der Wahl meiner Schutzbefohlenen kräftig daneben.

Denn da waren diese Bibliothekare dabei,
und naja, anfangs lief alles wie der genau richtig
gekochte Dotter vom gelben Ei.

Es lief und ging ruhig und sehr belesen,
wäre da nicht noch das Eiklar gewesen.

„Klar, ei“, wirst du jetzt sagen, „was soll da danebengehen?“

Ich sags dir und seh mich schon wieder im Schutt
und in der Asche stehen.

Dieser Elendshaufen entstand von Menschenhand,
in Feldbachs Bibliothek, in einer Stadt am Land.

Dorthin eilte ich und schloss seufzend meine Lider,
ich kam zu spät: die Flammen loderten auf und
brannten alles nieder.

Und weißt du denn wie Feuer klingt?

Es schreit, es keucht, es weint, es singt.

Drum: wo man singt da lass dich nicht immer nieder,
es gibt auch manchmal schlechte Lieder.

Ich schrie und keuchte und weinte, nur das Singen ließ ich aus,
da erkannte ich: Die Bibliothek war im Eimer,
doch die Bücher fein raus.



Drei Menschlein im Alter zwischen lang vor Erwachsen
und schon nicht mehr Kind,
retteten die meisten Bücher geschwind.

Das Herz ging mir auf und fast peinlich zu erwähnen,
doch so viel Bücherliebe rührt selbst ein erfahrenes
Herz zu Tränen.

Da stand das Häuflein Menschen mit seinen Schätzen,
ihr Stolz überwog bei weitem das kurze Entsetzen.

Feldbach war jetzt ohne Bücherei,
doch es hatte drei Helden mehr und der Bürgermeister
eilte herbei.

Von eher kleiner Gestalt doch umso größerem Geist,
ehrte er die Helden, was beweist:
er lobte ihren Heldenmut,

doch auch wenn er viel schaffte, neue Bibliotheksräume
zauberte auch er nicht aus dem Hut, soweit so gut.

Er rang die Hände, wollte sogar schon
sein Gemeindehaus geben,

denn schließlich braucht man ja Bildung für ein erfülltes Leben!

Wie Recht er hat,

und ich hatte es satt,

von oben nur theoretisch für meine Schafe zu beten,
es lebe die Praxis – und ich beschloss, in menschlicher
Gestalt die Erde zu betreten.

Viel Übung hatte ich damit nicht,
ich achtete nur auf ein freundliches Wesen und
mittleres Gewicht.

Auch Haare hatte der gute Mann genug,
und er war Lokführer in einem Zug.

Noch dazu in einer blauen Bummelbahn,
und die kam gerade in Feldbachs Bahnhof an.
Und bevor dieser Mann wusste wie ihm geschah,
legte er seine (oder eigentlich meine) Wünsche
dem Bürgermeister dar:

„Schaun´s her, in meim Zug san nie zvä Leit,
a poar Brettln san a bereit,
wir tuan goar net vül um,

wir foahrn anfoch mit die gonzn Biachln dumadam.

Von Fölboch bis Gleichenberg,
von da Oma bis zum Enkerlzwerg,
olle kennan Biachal schau,

Herr Bürgermeister, Sie miassn si nur traun!

Sie sogn jo immer, wir brauchen Bildung für ein erfülltes Leben,
an Zug vull mit Biachln im schenan Vulkanland, für a
Herz konns net mehr erfüllte Bildung gebn!“

Erschrocken über die eigenen Worte,
verließ der Lokführer eilig nun den Orte,
der ihm nun wahrhaftig unheimlich war,
denn er wusste zwar nicht wie, aber genau was ihm geschah.

Eilig verließ nun auch ich den körperlichen Menschen,
denn meine Arbeit war getan,
ich hoffte nun der Samen wachse auch gut an.

Der Bürgermeister inzwischen goss und pflegte und
düngte die Saat,

er dachte viel nach und dann stand er parat.

Im Sonntagsanzug gepellt wie aus dem Ei,
rief er zu einer großen Eröffnung herbei:

„Meine liebe Gemeinde, aus Fluch entsteht
auch manchmal Segen,

wir stehen jetzt am Gleis statt auf gewohnten Wegen.

Ein Brand wollte uns unsere Bücher rauben,
doch wir in Feldbach haben Helden und mehr Visionen
als die Grazer glauben.

Darum – der heilige Laurentius sei gepriesen,
lasst uns diesen Tag genießen.

Denn nur wo der beste Schutzengel auf uns schaut,
wird eine Bibliothek in einen Zug gebaut.

Lesen Sie, reisen Sie und lernen Sie sich selbst
und andere kennen,

wir wollen die Bahn den „Schriftzug“ nennen.

Möge er unser Zugpferd sein,

auf die Entleihungsgebühren lade ich gerne ein.

Öffnen wir statt Brieftaschen unseren Geist, schließen
dort Zeilen ein und bewahren sie dort,

und wer sich verträumt und das Aussteigen versäumt,
fährt einfach bis zur nächsten Haltestelle fort.

Fahren wir fort, uns tief in Welten hineinzulesen,
wir nehmen den Zug und die Hexen den Besen.

Die einen sagen es ist nur Papier zwischen zwei Deckeln
doch ich sage, dazwischen liegt mindestens eine Welt,
werte Damen und Herren, ich hoffe von Herzen dass
unser Bücherzug Ihnen gefällt!“

Damit endet die Geschichte aus diesem Jahr –
lang vor dir und kurz nach mir,

als heiliger Laurentius bin ich immer noch hier.

Hier und dort wo Bücher liegen,

wo Buchstaben leben und Helden siegen.

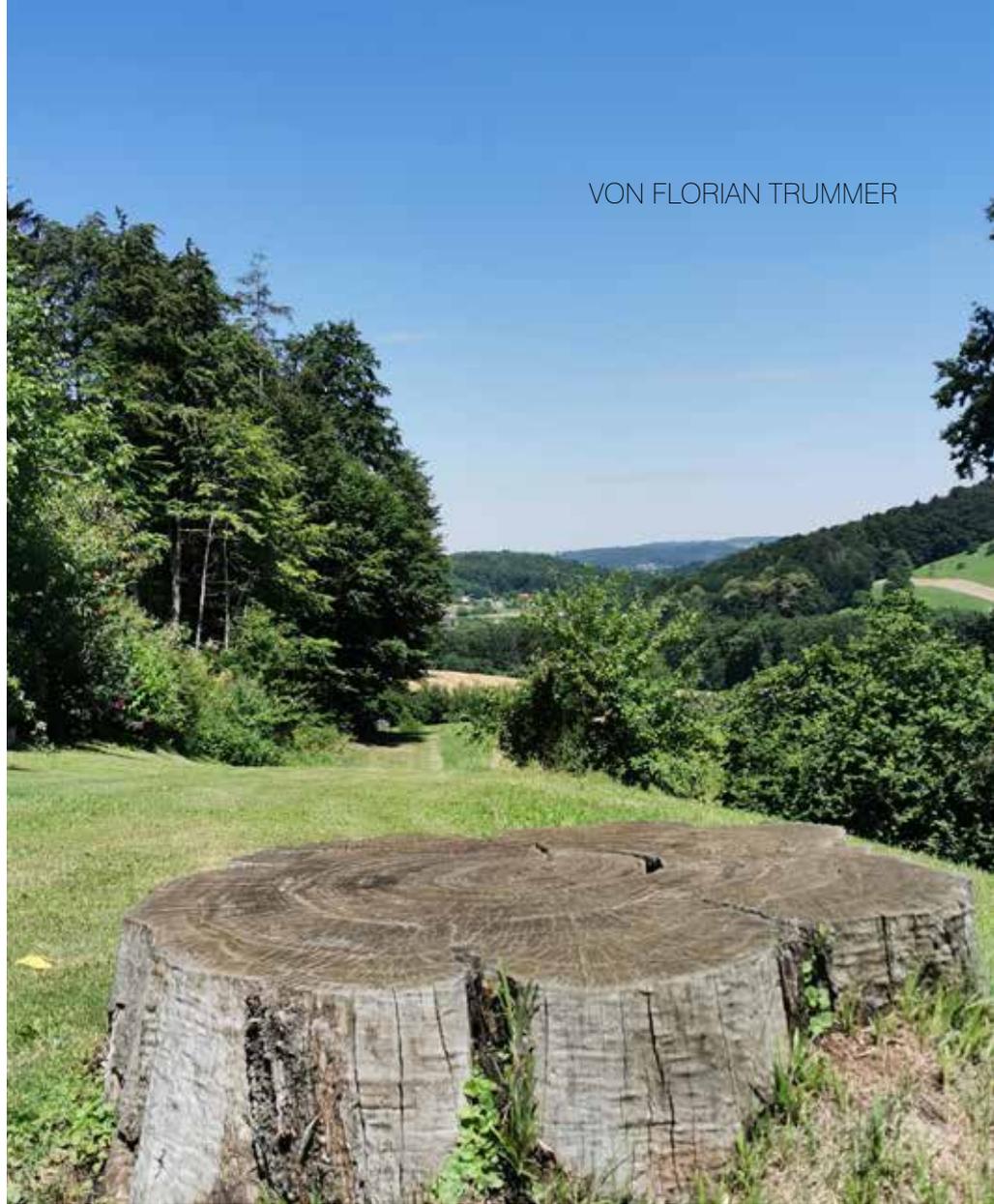
Wo Verlierer vielleicht untergehen oder wieder auferstehen,
du musst nur auf die nächste Seite sehen.

Und was du dort siehst und was dir gefällt das nimmst du mit,
denn mit den Eltern jedes Gedankens beginnt unser Schritt.

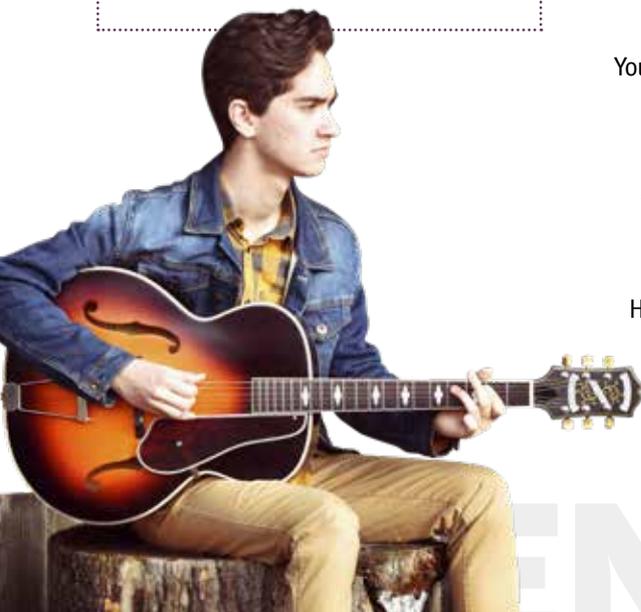
Aber vielleicht ist es auch ganz anders, was weiß ich schon:
Ich bin nicht Gott, ich bin nur ein kleiner Schutzpatron.

Stummer Zeitzeuge

■ Große Begeisterung empfinde ich für das Projekt, das die Pflanzung von Bäumen an den Zufahrtsstraßen zum Stadtzentrum Feldbach betrifft. Bisher mussten meistens Bäume für Parkplätze und Siedlungen weichen, deshalb finde ich es sehr positiv, dass die Gemeinde ein Zeichen für den Umwelt- und Klimaschutz setzt und für mehr Lebensqualität sorgt. In einem meiner Songs steht ein Kastanienbaum im Mittelpunkt, der über 100 Jahre vor meinem Elternhaus stand, Richtung Stadt blickte und als „stummer Zeitzeuge“ der Feldbacher Geschichte fungierte. Leider musste er vor einigen Jahren altersbedingt gefällt werden. Mein Song, der demnächst auf meinem Soloalbum zu hören sein wird, beschreibt die Momente und Eindrücke, die der Baum im Laufe seines langen Lebens erfahren musste und durfte.



Florian Trummer ist Gitarrist, Sänger und Songwriter, er spielt bei der Feldbacher Band Cradle Trio. Jüngstes Album: Timeless Future (2019)
Infos: www.cradletrio.com
oder [floriantrummer-music.jim-dofree.com](https://www.facebook.com/floriantrummer-music) oder auf Facebook



„The Old Chestnut Tree“ (Florian Trummer)

A long, long time ago
Even more than a hundred years ago
You had the chance to grow
And nobody knew what was waiting for you

In good times and in bad times too
Nobody asked you
You couldn't look away
You had to see everything, everyday

You gave us protection
In hard times
You were tough on the outside
And soft on the inside

He was the old, old chestnut tree
He had so much to see
The old, old chestnut tree
A friend for you and for me

„Der alte Kastanienbaum“ (Florian Trummer)

*Die sinngemäße Übersetzung des
Textes könnte wie folgt lauten:*
Vor langer Zeit, vor mehr als 100 Jahren,
bekamst du die Chance zu wachsen und kei-
ner wusste, was dich alles erwarten würde.

In guten sowie in schlechten Zeiten fragte
dich niemand nach deiner Meinung.
Du konntest nicht wegschauen, musstest
jeden Tag alles mitansehen.

Du gabst uns Schutz in harten Zeiten,
hattest eine harte Schale, aber einen
weichen Kern.

Der alte Kastanienbaum hatte so viel
mitanzusehen.
Der alte Kastanienbaum war ein Freund
für dich und mich.

Eine Frage der Perspektive

■ *Im Rahmen der Sommerspiele 2020 gastierte die junge österreichische Autorin Vea Kaiser in Feldbach. Trotz wieder einmal ungünstiger Prognosen konnte die hervorragend besuchte Lesung am 22. Juli bei schönstem Sommerwetter am Kirchenplatz stattfinden. Für die musikalische Begleitung sorgte das Trio Chardonnay, wobei Hannes Hefler und Alois Raidl, dieses Mal verstärkt durch Florian Trummer, instrumentale Jazz-Standards höchster Güte präsentierten. Im Vorfeld stand die Autorin für ein Interview zur Verfügung.*

Michael Mehsner (MM): Anknüpfend an Ihren neuesten Roman „Rückwärtswalzer“: Sind Sie mit dem Panda nach Feldbach angereist?

Vea Kaiser (VK): Das ist ja das Schöne an Romanen, dass man auch etwas erfinden kann. Aber, ich fahre einen Fiat.

MM: Ihre Protagonisten aus der Familie Prischinger fahren auch in Richtung Steiermark, via A2, genauer gesagt, in das „steirisch-burgenländische Niemandsland, die einstmals letzte Bastion vor dem Eisernen Vorhang“, wo ihnen gerade einmal ein paar Thermen bekannt sind.

VK: Stimmt das etwa nicht? Als Autor muss ich mir die Perspektive meiner Figuren überlegen. Es ist wichtig, zwischen seinem eigenen Wissen und dem der Figuren zu unterscheiden. Ich selbst könnte viel über kulinarische Genüsse hineinschreiben, doch das Problem ist, woher wissen das meine Figuren? Hier fahren sie eine Strecke, die sie noch nie gefahren sind, sie haben keinen Bezug zu dieser Gegend. Die Schwestern kommen aus dem Waldviertel, sie sind Generation 40er Jahre, das sind nicht die Weitgereisten. Ausflüge schon, eventuell mit dem Pensionistenverein. Im Roman wollen sie mit ihrer Fracht einfach nur ans Ziel, das lässt eine Erkundung der Gegend

nicht zu. Die Strecke aus dem Roman bin ich selber dreimal mit dem Auto gefahren, einmal nur mit der Frage, wie nehmen das meine Figuren wahr? Wenn man nur die Autobahn entlangfährt, empfindet man es halt als „Niemandland“.

MM: Gralla ist Ihnen aufgefallen?

VK: Ich habe mir natürlich überlegt, wo sie als erstes stehenbleiben. Gralla ist da logisch, als letzter Halt in Österreich. Das passt auch zur Uhrzeit, die drei alten Damen brauchen da eine Pause.

MM: Der bekannte Kabarettist Paul Pizzer ist dort aufgewachsen.

VK: Ich habe Altgriechisch und Latein studiert, habe keinen Fernseher, höre nur Ö1, bei mir geht vieles vorbei. Angesprochen wurde ich allerdings öfter auf Franz Fuchs, der ja auch von dort ist. Den wiederum verbinde ich mit Oberwart. Man sieht, dass wir alle mit bestimmten Orten verschiedene Dinge assoziieren.

MM: Soweit die regionalen Bezüge des Buches ...

VK: Eines noch: In der ersten Auflage des Buches, Sie haben ja die 3. Auflage vor sich, sind die Damen an „Hartberg in der Obersteiermark“ vorbeigefahren. Das war ja ein Drama. Die, die schon einmal einen längeren Text geschrieben haben, wissen, dass das passieren kann. Bei einer Lesung in Hartberg waren die Zuhörer allerdings sehr kulant, verständnisvoll und freundlich. Heinrich Böll hat einmal gesagt: „Es gibt kein gutes Buch ohne Fehler.“ Heutzutage sind die Leser auch viel gebildeter und besser informiert, man kann sich über Dr. Google sofort schlau machen. Der Fehler ist im Übrigen vielen Deutschlehrern aufgefallen. Manche suchen gerade danach. Es tut mir natürlich leid, aber das Buch ohne Fehler ist bis heute noch nicht geschrieben.

MM: Jetzt aber in Richtung Vergangenheit. Im Buch gibt es diese Rückwärtsschilderungen und Zeitsprünge. Letztlich ist auch diese Reise von Wien nach Montenegro ein Schwenk zurück. Ab den 50er Jahren ist man ja bei uns im großen Stil nach Italien oder ins damalige Jugoslawien auf Urlaub gefahren, letzteres waren ja richtige Entdeckungsreisen, wo man auch begann, mit Booten zur See zu fahren. Kennen Sie das auch so?

VK: Eigentlich nicht. Die einen Großeltern sind vor zwei Jahren das erste Mal gereist, zu meiner Hochzeit nach Italien, die anderen sind schon in den 60ern in die Ferne, nach Thailand oder Kenia. Bei der Reise in meinem Buch steht auch nicht das Entdecken im Vordergrund, sondern einen Menschen in die letzte Ruhe zu betten. Dieses Motiv zu reisen gab es früher, vor vielleicht 80 Jahren, in Österreich sehr häufig. Wenn jemand nicht in seinem Dorf gestorben ist, musste man ihn nach Hause bringen. Heute lassen wir tote Menschen von einem Bestattungsunternehmen abholen, alles wird behördlich mit hunderten Vorgaben erledigt. Das ist nicht in allen Ländern so. Nach Lesungen sind öfter Menschen zu mir gekommen, die erzählt haben, sie hätten das mit der Großtante oder mit dem Opa auch so gemacht, oft waren das Nachkommen von Gastarbeitern. Für uns ist das makaber und unglaublich.

MM: Die österreichische Vergangenheit, die Nachkriegszeit, die 68er, 70er, 80er und 90er Jahre werden in Ihrem Buch in kurzen Abrissen geschildert. Wie haben Sie da recherchiert?

VK: Wie man das halt macht. Jeder Autor, der nicht in der Gegenwart schreibt, muss das tun. Wir leben in einer Zeit, in der die Leser das alles nachrecherchieren können. Man muss dann die Balance finden zwischen dem, was ich erfinde, und was ich an reale Dinge anlehne. Das Recherchieren



ist heute leicht geworden, diese Brücke zu bauen schwerer. Dadurch, dass man so viel Reales um sich hat, ist es wieder eine Einschränkung. Die Realität ist auch immer wieder unlogisch, die Dinge, die im realen Leben passieren, völlig unglaublich. Als Autor musst du jedenfalls schauen, dass das, was du erfindest, zur jeweiligen Zeit passt.

MM: Ist es real, dass Bruno Kreisky Primeln verschenkt hat? Oder doch vielleicht Nelken?

VK: Das ist das perfekte Beispiel. Sucht man danach, wie Kreisky den Wahlkampf tatsächlich bestritten hat, oder versucht man, diese Lücke des vermutlich Undokumentierten zu füllen, weil das auch besser passt als das, was tatsächlich passiert ist? Derartige Dinge werden ja in offiziellen Geschichtsbüchern nicht vermerkt. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, dass die SPÖ immer gern vor dem ADEG gestanden ist und Blumen verteilt hat. Das Bild, das Kreisky Primeln verschenkt, hat für mich einfach zu ihm gepasst, diese Volksnähe, dieses Wertschätzen von Frauen und Müttern.

MM: Mit dem Jörg Haider gehen sie recht hart um, ein für mich eigentlich ungewöhnlich politischer Moment in Ihrem Buch.

VK: Ich denke, das gesamte Buch ist nicht ganz unpolitisch, weil die Zeitgeschichte immer hineinspielt. Nochmals zur Perspektive: Es geht um drei ganz gewöhnliche, durchschnittliche Frauen. Das hat mich interessiert: österreichische Geschichte aus der Perspektive derer, die in den Geschichtsbüchern normalerweise nicht vorkommen. Auch was die 68er angeht, wo man immer von sexueller Befreiung redet, und wie toll das war: „Wer dreimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.“ Das ist immer nur die Männer-Perspektive. Niemand denkt da auch an die Frauen, die jedesmal mit einem anderen Mann schlafen

sollen. Ich denke mir, das hat überhaupt nichts Befreiendes.

MM: Im Buch ist mir noch ein weiterer „feministischer Moment“ aufgefallen: „Man darf von einem Mann nicht erwarten, dass er das macht, was man möchte. Entweder man sagt es ihm so lange, bis er es macht, oder man macht es selbst.“

VK: Das ist der ganz normale Pragmatismus einer Frau. Genau diese Charaktere kommen in der jetzigen Diskussion viel zu kurz. Es geht immer nur um Frauen, die unterdrückt werden, oder die an vorderster feministischer Front kämpfen. Was ist mit den Frauen, die sich entscheiden, vielleicht ein bürgerliches Familienleben zu haben, das aber so zu gestalten, dass es für sie passt? Die ein feministisches Leben führen, das aber nicht vor sich hertragen? In all meinen Büchern haben mich diese Perspektiven am meisten interessiert. Die man nicht so hört, weil sie auf den ersten Blick nicht so besonders erscheinen. Bergdorf anstatt Großstadt. Die, die man nicht sofort erwähnen würde, aber genauso Geschichte erleben. Die leisen Figuren, die genauso dabei sind, und die vielleicht mehr die Generationen prägen, weil sie es an die Nachfahren weitergeben. Sicher hat Bruno Kreisky unser aller Vergangenheit geprägt, aber unsere Oma genauso. Warum soll diese Perspektive der ganz normalen Oma weniger wichtig sein? Das hat mich als Geschichtenerzählerin immer viel mehr interessiert.

MM: Eine schöne und bemerkenswerte Perspektive, die man auch dezidiert hervorheben sollte.

VK: Ich denke, deswegen mögen auch viele Menschen meine Bücher, weil sie genau damit etwas anfangen können, diese normalen Menschen dort wiederfinden.

MM: Paarbeziehungen scheinen grundsätzlich in Ordnung für Sie zu sein. Noch

ein Zitat aus Ihrem Buch zu deren Sinn: „In dieser Welt, in der jeder Organismus nur ein vergänglicher Gast war, ein kleines bisschen mehr verwurzelt zu sein.“

VK: Das hat wahrscheinlich die Hedi gesagt, oder die Wettli. Klingt nach der. Die sieht immer alles so biologisch. Jede der drei Schwestern hat einen anderen Zugang, und jede ist auf ihre Art und Weise glücklich. Die eine, die das am konventionellsten betreibt, scheitert am meisten. Einige der wenigen Sachen, die ich bisher mit meinen 31 Jahren über das Leben gelernt habe, ist, dass man in Beziehungen nicht hineinschauen kann. Und deswegen ist mir jeder Versuch, Beziehungen politisch, gesellschaftlich zu regeln, völlig suspekt. Ich habe eine wunderbar monogame Ehe mit einem Mann, verstehe trotzdem auch alle, die polygam leben, oder die sich zu Männern hingezogen fühlen. Man kann das nie verstehen, was zwei Menschen aneinanderkettet oder das verunmöglicht. Das ist ein Feld, wo jeder Mensch das Recht haben sollte, zu tun und zu lassen was er will.

An dieser Stelle endet das Interview, weil gleich die Lesung am Kirchenplatz beginnt. Veia Kaiser hatte sich bei der Anreise verfahren und deshalb verspätet. Die vorbereiteten Fragen zur griechischen, römischen und österreichischen Geschichte sowie ganz allgemein zur Bedeutung von Vergangenheit, aber auch zur Zukunft der Autorin, bleiben somit unbeantwortet, auch zum Zitat der Tanten auf Seite 188: „Wen interessiert denn der alte Schmarrn.“ Da schienen sie sich einig. Einiges und anderes mehr war von Veia Kaiser noch bei der hervorragenden Lesung in den Zwischenansagen bei der Lesung zu erfahren. Ansonsten kann auf ihre Website verwiesen werden, wo sich u.a. ein anderes Interview befindet.

■ **Titelbild:** „Herwig der Böhme besucht seine Siedler in Velwinpach um 1186“, von Ing. Wilhelm Krausneker
Aus der Beschreibung: Die dargestellten Werkzeuge, Geräte, Trachten, Rüstungen und Waffen sind authentisch und entsprechen jener Zeit. Es soll anschaulich darstellen, wie die Gründung Velwinpachs „auf grünem Wasen“ vor sich gegangen sein könnte. Das Bild wurde der Stadtgemeinde Feldbach von Ing. Wilhelm und Ing. Leo Krausneker für das Museum im Tabor übergeben. Anlass waren die Einrichtung der Abteilung Schule („Historische Schulklasse“) und Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt.



IMPRESSUM:

Herausgegeben von der NEUEN Stadt Feldbach, www.feldbach.gv.at,

Fotos: Cover von Ing. Wilhelm Krausneker, Autoren,

Pixabay.com, Stadtgemeinde Feldbach,

Layout: www.feldbach.gv.at, Druck: www.scharmer.at